

der Fall war. Wahrscheinlich nimmt man zu wenige Drogen.

Ersteres mag auch auf die Protagonisten zutreffen, letzteres ist definitiv auszuschließen. Neben der zügigen Einnahme von Amphetaminen, Benzodiazepinen, Opioiden und anderen schmerzlindernden, spasmusdämpfenden, spaßfördernden Substanzen sind die Figuren hauptsächlich damit befasst, ihre E-Mails und Social-Network-Seiten zu checken, an ihren MacBooks „an verschiedenen Dingen zu arbeiten“ oder im Kino den jüngsten „X-Men“-Film per Twitter zu kommentieren. All das weist „Taipeh“ als sehr gegenwärtigen und brisanten Roman aus. Ein Satz wie „Du sollst aufhören, darüber zu reden, und es stattdessen twittern“ lässt sogar leichten Satireverdacht aufkommen, obwohl Tao Lin als eine „Galionsfigur“ der eher ironieabholden „New Sincerity“-Bewegung gehandelt wird und sein jüngstes Buch weitgehend humorfrei ist. Der beste Witz ist, dass Paul einen Lieblingsverlag für Bücher hat, „die sich um sozial dysfunktionale Figuren drehen“.

Die stilistische Ambition des Romans manifestiert sich in dessen Vorliebe für das Verb „fokussieren“ und das Adverb „vage“, Symptom einer antithetischen Bewegung, die freilich bereits auf Seite 30 in der Partizipialapposition „vage darauf fokussiert, nichts zu tun“ dialektisch-pfiffig stillgestellt wird und in ihrer oxymorischen Tendenz wohl als subtiles post-post-ironisches Manöver zu verstehen ist. Der gelegentliche Einsatz eines abstrahierenden Wissenschaftsjargons („soziale Interaktion“) darf sowohl als Symptom der Entfremdung ge-

deutet, als auch als genuines Bestreben der Protagonisten gelesen werden, der eigenen Lebenswelt über die Bande der Begrifflichkeit wieder habhaft zu werden und die schmerzhaft spaltende Außen- und Innenperspektive der eigenen, als exzentrisch empfundenen Identität („Ich versuche, zwei Bierflaschen auszusuchen“, dachte er“) zu suspendieren.

Ständig oszilliert „Taipeh“ zwischen zwangsneurotisch-faktizistischer Simplizität und haltlosem metaphorischen Überschwang: Benutzen die Protagonisten an einer Stelle ein Taxi,

„aus dem sie fünfzehn Blocks später an einem Feinkostladen ausstiegen, wo sie eine 1,25-Liter-Flasche und zwei 0,3-Liter-Flaschen Bier kauften“, kommt es Paul an anderer Stelle „so vor, als wären Teile seines und Lauras Körpers unterschiedlich gepolte und in dicken Samt ge-

hüllte Magneten.“ Dass ein dermaßen breites Spektrum an Ausdrucksmitteln auch ganz unterschiedliche Assoziationen auslöst, auf jeden Fall aber an Kafka („Spiegel“), Beckett („Guardian“) sowie sowieso an Hamsun, Hemingway und Musil („New York Observer“) denken lässt, nimmt weiters nicht wunder. Man könnte die Kritik von „Taipeh“ freilich auch an Homer Simpson delegieren und mit diesem in einem einzigen Wort zusammenfassen: „booooooring!“



ULF ANDERSEN/GETTY IMAGES/JPP

Nicht ohne meinen Mac: der Autor Tao Lin



Tao Lin:
Taipeh
Dumont, Köln
288 S., 19,99 Euro

weil er Altbekanntes serviert

sie offenkundig nicht die geringste emotionale Bindung besitzen. Das macht es dann für die Figur noch leichter, in diesem Roman tatsächlich das gewohnte Leben hinter sich zu lassen und in einer Art nachgeholter „Éducation sentimentale“ zur „Frau auf der Treppe“ endlich eine gefühlvolle Beziehung aufzubauen.

So weit, so gut, so bekömmlich für den „Tatort“-Deutschen, dem gerade das Quentchen Irritation gereicht wird, das er braucht, um sich in seiner affirmativen Lebenseinstellung dann doch wieder bestätigt zu fühlen. Auch sprachlich. Denn auch da ist der Roman vornehmlich „Bilanz“. So sieht zum Beispiel ein amöner Ort aus: „Der Garten hatte einen Palmen-, einen Rosen- und einen Kräutergarten, Teiche, Lauben, Statuen

und viel Rasen mit alten Bäumen, Großeltern mit Enkelkindern, einsamen Frauen und Männern mit ihren Hunden, Gruppen beim Picknick, Liebespaaren, Lesenden, Schlafenden.“

Hat jetzt irgendjemand irgendwas behalten? Nein? Keine Sorge: Auch der Ich-Erzähler nicht. Er scannt; beschreiben, gar beschwören kann er nicht. Und deshalb glaubt ihm auch kein Mensch, dass ihm bei so viel Sinnenarmut jemals Erlösung zuteil werden wird.



Bernhard Schlink:
Die Frau auf der Treppe
Diogenes, Zürich
256 S., 21,90 Euro

Sympathy for the Kid

Seine vielleicht ungewöhnlichsten Zeilen hat Keith Richards nicht für einen Song geschrieben: Der Rolling Stone ist nun Kinderbuchautor

ANJA RICHTER

Da hat es Mick Jagger also wieder geschafft. Die Nachricht, dass Forscher ein fossiles Flusspferd wegen seiner auffälligen Lippen nach dem Rolling-Stones-Frontmann benannt haben, hat sich in den Medien gleich herumgesprochen. Dabei sollte es doch die Woche von Keith Richards sein! Schließlich hat der Gitarrist der Band nach der Autobiografie „Life“ im Jahr 2010 nun sein erstes Kinderbuch veröffentlicht. „Gus & ich“ heißt es, und handelt von der Zeit, als ihm sein Großvater Gus – voller Name: Theodore Augustus Dupree – in Kindertagen seine erste Gitarre schenkte. Und dann kommt Jagger – zugegeben, nicht er selbst, sondern die Flusspferd-Forscher – mit dem Urtier um die Ecke. Wobei – ein Fossil ist Richards ja eigentlich auch...

Wilde Tournées inklusive Frauen, Feiereien und viel Alkohol noch Zukunftsmusik, begeistert sich Richards schon im Grundschulalter in einem Musikgeschäft in seiner englischen Heimat Dartford für Instrumente. Doch erst ein Trick seines Großvaters Gus – Pädagogen-Hezen schlagen höher – entfacht in ihm die lebenslange Leidenschaft für Gitarren. „Gus hatte die Gitarre auf sein Klavier gestellt, sodass ich nicht herankommen konnte“, erzählt Richards vergangene Woche in der US-Talkshow von Jimmy Fallon. „Und weil das Instrument unerreichbar schien, habe ich ganz natürlich ein Interesse dafür geweckt.“ Also kletterte Keith eines Tages auf einen Stuhl, stellte noch einen Karton darauf, und versuchte, nach dem Objekt seiner Sehnsucht zu greifen – was dann aber gar nicht mehr nötig war. „Mein Opa sagte nur: ‚Wenn du die Gitarre so sehr haben möchtest, dann sollst du sie bekommen‘.“ Großvater Gus konnte in diesem Moment wohl kaum ahnen, dass er mit diesem Geschenk einen der größten Rockmusiker und insbesondere

Gitarristen der Geschichte fördern sollte. Keiths erstes Lied – lange vor seinen eigenen, legendären Kompositionen wie „Satisfaction“, „Sympathy for the Devil“ oder auch „Tears go by“ – war „Malagueña“, ein kubanischer Titel aus dem Jahr 1928. Wer das Lied spielen könne, so sein Großvater, könne alles spielen. Gesagt, getan. Richards übte, dass ihm die Fingerkuppen brannten, und wenn er abends ins Bett ging, „schlief“ seine Gitarre gleich neben ihm. (Das käme heute manchmal auch noch vor, hat Richards verraten, wenn seine Frau Patti Hansen nicht zu Hause sei.)



PATTI HANSEN

Opa Keith: Der Stone mit seinem fünften und jüngsten Enkel Otto

Doch es ist nicht nur die gemeinsame Leidenschaft für Musik, die Enkel und Großvater verbindet. Es sind auch die Spaziergänge, die die beiden durch das nächtliche London unternehmen, um bei sternenklarer Nacht auf einem Hügel in Primrose Hill zu sitzen. Und dann, weil sie es nicht mehr nach Hause schaffen, auch gleich dort zu übernachten.

Bebildert ist „Gus & ich“ von Keith Richards' Tochter Theodora (29, die natürlich nach seinem Opa benannt ist). Die Illustrationen dürften junge Leser ebenso ansprechen wie die von Richards gewählte Sprache, die sich – für die Rolling-Stones-Fans von morgen – in der Deluxe-Version des Buches auf einer Doppelseite zu

seinem Leben inklusive Fotos aus dem Familienalbum fortsetzt. Hier zeigt der Rocker, der die „Rollenden Steine“ 1962 mit Mick gründete, etwa Aufnahmen seiner ersten Bühnenerfahrungen. Von den Klängen der „Malagueña“ untermalt, liest Richards auf der Bonus-CD seine Geschichte dann noch einmal. Englisch-Unterricht von einem Rolling Stone? Das ist doch mal was!

Für alle Kritiker, die glauben, dass ein Totenkopf-Ring tragender, Whiskey trinkender, Kette rauchender 70-Jähriger für alles in Frage kommt, nur nicht als Autor eines Kinderbuches, hat Keith Richards den besten Konter: Er ist inzwischen selbst fünffacher Großvater, seines ältestes Enkelkind Ella (18) modelte vor kurzem auf den Fashion Weeks in London und New York, sein jüngstes – Otto – lernt gerade laufen. Und so sitzt Richards heute lieber mit der Familie vor dem Fernseher, um Disney-Filme wie „Die Eiskönigin“ zu sehen.

Und falls er dann doch mit seinen „Jungs“ – Jagger, Charlie Watts und Ron Wood – auf der Bühne eines Stadions irgendwo in der Weltgeschichte steht und zu einer seiner 350 Gitarren greift, bedanke er sich bei Gus. „Diese ganz besondere Bindung zwischen Großvater und Enkelkindern ist einzigartig und kostbar. Möge ich so ein toller Großvater sein, wie Gus es für mich war“, sagt Richards. Und wer weiß – womöglich ist er das schon längst? Vielleicht wird sogar eines seiner nächsten Enkelkinder so heißen wie er? Der Name für ein fossiles Flusspferd ist ja schließlich schon gefunden...



Keith Richards:
„Gus & ich“,
mit Illustrationen
von Theodora
Richards, Heyne,
48 Seiten, 12,99 Euro
oder 16,99 Euro (mit
CD und zwei Seiten Familienfotos)



THEODORA RICHARDS

Keith Richards' Tochter Theodora illustrierte „Gus & ich“. Hier zu sehen: Keith als Kind in einem Musikladen